

Hubert Laitko

Gedenkrede für Conrad Grau am 3. Mai 2000 in Waldsiedersdorf

Liebe Angehörige, liebe Freunde und Kollegen Conrad Graus,

von dem wir heute an diesem Ort der Stille, der Trauer und des Gedenkens Abschied nehmen müssen. Jedem in diesem Kreis hat er viel bedeutet. Den einen war er ein vertrauter Angehöriger, ein liebevoller Vater und Großvater, den anderen ein treuer Freund, den dritten ein verlässlicher und kompetenter Kollege – und was es sonst noch an Bindungen gibt, die Menschen einander wichtig werden lassen. Wir sollten uns nicht den falschen Trost einreden, die Zeit werde die Lücke schließen, die er hinterlassen hat. Als eine einzigartige, unwiederbringliche Individualität ist niemand ersetzbar. Solange wir die Lücke spüren, werden wir an ihn denken. Wir werden uns fragen, was er zu diesem oder jenem Problem gesagt hätte, das uns künftig beschäftigen wird, und werden in der Erinnerung an ihn Rat suchen. Und hier haben wir einen großen und starken Trost, der mehr ist als eine bloße Beschwichtigung unseres Schmerzes: Conrad Grau war nicht nur ein kundiger und vielseitiger, sondern auch ein fleißiger Historiker, der mit hoher Intensität geforscht und viele bedeutende Arbeiten geschrieben hat. Jederzeit können wir seine Texte zur Hand nehmen und daraus zu vielen Fragen seine authentische Meinung erfahren, unverstellt durch unwillkürliche Schwächen des Gedächtnisses. Seine Wirksamkeit in der Welt der Wissenschaft ist mit dem Tag, an dem er uns verlassen hat, nicht zuende, sie wird lange weitergehen, und vielleicht ist ihr Höhepunkt noch gar nicht erreicht.

Wir werden es einer anderen, späteren Gelegenheit überlassen müssen, sein Lebenswerk sorgsam vorbereitet zu würdigen und zu bewerten. Doch auch hier soll zumindest in Andeutungen davon die Rede sein, und das nicht in erster Linie deshalb, weil mein Verhältnis zu ihm ein kollegiales und fachliches war und sich nicht auf den privaten Raum erstreckte, sondern vor allem, weil für Conrad Grau selbst Wissenschaft und Leben auf das engste miteinander verbunden waren. Gerade dies hat ihn zu einem erstklassigen

Wissenschaftler werden lassen. Anders kann man auf diesem Feld auch kaum etwas Überdurchschnittliches vollbringen. Seit Aristoteles bis auf den heutigen Tag ist die Wissenschaft eine strenge Herrin, die den, der sich ernstlich auf sie einlässt, ganz und gar fordert. Mag man in der Jugend noch glauben, sich gegenüber dieser Herausforderung eine spielerische Reserve leisten und sie dennoch meistern zu können – mit den Jahren wird man gewahr, dass sie an die Wurzeln der Existenz geht, und der Historiker spürt es kraft der Eigenart seines Faches womöglich früher als die Vertreter anderer Fachgebiete. Im kollegialen Umgang konnte Conrad Grau mit seiner freundlichen Gelassenheit und seinem leisen Humor, der ganzen unauffälligen Schlichtheit seines Verhaltens durchaus vergessen machen, was für ein harter und zupackender Arbeiter er war, der zäh an den Problemen blieb, bis er sie bewältigt hatte, und nie versuchte, den erreichten Erkenntnisstand vollkommener zu reden, als er tatsächlich war. Wer aber seine Veröffentlichungen las und zudem das Themenspektrum und die zeitliche Dichte seiner Publikationsliste bedachte, der wusste schon, warum er jede vordergründige Selbstdarstellung missbilligte: Er hatte sie einfach nicht nötig.

Zu der von innen kommenden Bescheidenheit, die ihn auszeichnete, gehörte auch, dass er sich gern und ausführlich über die Themen äußerte, die ihn oder seine Gesprächspartner beschäftigten, aber kaum jemals über sich selbst, jedenfalls nicht außerhalb seines engsten Kreises. Auch ganz sachliche Selbstaussagen wie etwa: „Meine Arbeitsstellen innerhalb der Akademie wechselten, in der Arbeit selbst möchte ich eine Kontinuität erkennen“ oder: „Ich darf für mich in Anspruch nehmen, dass meine Untersuchungen zur Akademiegeschichte von der Öffentlichkeit rezipiert werden“ sind rar. Noch seltener sprach er über seine Freuden und Sorgen außerhalb der Wissenschaft. So kommt es, dass auch mein Bild von ihm nur eine Seite seines Wesens spiegelt. Ich habe nicht einmal gewusst, dass er ein begeisterter Naturfreund war, der mit seinen Kindern Gabi, Stephan und Tina gern wanderte und seine Liebe zur Natur an sie und so auch an die Enkel Christiane, Robert, Tobias und Christoph weitergab. Dabei liegt es doch so nahe, dass ein Mensch, der ständig mit schwer zu entziffernden und noch schwerer zu deutenden Akten umgehen muss, ein großes Verlangen nach der Weite der Landschaft in sich spürt, die alle Sinne zugleich in Anspruch nimmt.

Sicher ist dieses unmittelbare Verhältnis zur Natur älter als seine Leidenschaft für die Geschichte und reicht in die Kindheit zurück, die er in ländlicher Umgebung in der Gemeinde Loburg verbrachte. Doch er muss sich schon recht früh für einen wissenschaftlichen Lebensweg entschieden haben,

jedenfalls bilden die äußeren Daten seiner Laufbahn eine harmonische Folge von Stufen, die ihn ohne ersichtliche Schwankungen und Umwege auf die Höhe des souveränen Forscherprofils führte, das wir an ihm kennen. Dem 1952 in Magdeburg abgelegten Abitur folgte das Studium der Geschichte an der Berliner Humboldt-Universität, von dort aus ging er nach kurzer Assistenz bereits 1957 zu professioneller historischer Forschungsarbeit an die Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, die spätere Akademie der Wissenschaften der DDR, an der er in unterschiedlichen Positionen bis zu ihrer Abwicklung – also fast 35 Jahre – tätig war.

Die Abwicklung war zweifellos der gravierendste Einschnitt in seiner Laufbahn, sie brachte das Ende der von ihm geleiteten Abteilung Akademiegeschichte und damit auch des von dieser Abteilung getragenen ehrgeizigen akademiehistorischen Forschungsprogramms, das auf ein eingespieltes Team zugeschnitten und von einem Einzelnen allein nicht zu bewältigen war, doch sie traf ihn nicht so tief, dass sie ihn der Möglichkeit beraubt hätte, auf den wichtigsten Gebieten seines wissenschaftlichen Interesses weiterhin forschend tätig zu sein. Zuerst die Übergangsorganisation KAI e.V., dann die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften versicherten sich seiner außerordentlichen Kompetenz auf dem Feld der Akademiegeschichte. So erhielt er die für einen aus der DDR kommenden Wissenschaftler seltene Chance, bis zur Vollendung des 65. Lebensjahres an einem seriösen Arbeitsplatz forschen zu dürfen. Dieser Chance verdanken wir eine erhebliche Zahl wertvoller Publikationen, darunter eine konzentrierte Gesamtgeschichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften von ihrer Gründung als Kurfürstlich Brandenburgische Societät im Jahre 1700 bis zu ihrem Übergang in die Deutsche Akademie der Wissenschaften nach dem Ende des zweiten Weltkrieges.¹ Die westdeutschen Kollegen, die ihm diese Chance boten, hatten ersichtlich ein sicheres Gespür für Talent und Können.

Der äußeren Folgerichtigkeit dieser Laufbahn entsprach ihre innere Konsequenz. Wer Conrad Grau in wissenschaftlichen Diskussionen erlebt hat, wird seine Fähigkeit bewundert haben, leicht und frei von einem Thema zum anderen überzugehen und dabei zu den unterschiedlichsten Gegenständen korrekte Detailkenntnis zu beweisen. Seine Kompetenz glich jedoch keineswegs einem Mosaik unverbundener Bausteine, sondern eher einer geordneten Kulturlandschaft, in der alles seinen Platz hat und organisch miteinander ver-

1 C. Grau: Die preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin: Eine deutsche Gelehrten-gesellschaft in drei Jahrhunderten. Heidelberg-Berlin-Oxford 1993, 281 S. Siehe ferner das Schriftenverzeichnis.

knüpft ist. Bewegt man sich auf der Zeitschiene durch die Liste seiner Arbeiten, dann sieht man, wie er sein Profil Schritt für Schritt aufgebaut hat, ohne zu zögern oder zu hasten oder gar notwendige Zwischenstufen zu überspringen.

Zwei ältere Historiker waren es vor allen anderen, die prägenden Einfluss auf Conrad Graus Entwicklung genommen haben: Eduard Winter und, ein gutes Stück später, Leo Stern. Über beide hat er biographische Porträts geschrieben.² Winter war sein wichtigster Lehrer an der Universität, und man geht wohl nicht fehl in der Annahme, dass er seinem Schüler mehr als nur das Handwerkszeug des soliden Historikers und mehr als nur bestimmte thematische Vorlieben mit auf den Weg gegeben hat. Eduard Winter, der bis 1945 in Prag gelehrt hatte und über Wien in die DDR gekommen war, nahm sich als kritischer Katholik die Freiheit, selbst kein Marxist zu sein, obwohl er dem Marxismus aufgeschlossen gegenüberstand und aus eigenem Entschluss in der DDR lebte und arbeitete. Schüler dieses Mannes zu sein bedeutete, weltanschauliche Toleranz und die Kultur des argumentierenden Dialogs zu erfahren. Toleranz war für Conrad Grau eine Tugend, die er lebte, und ein großes Thema, dem er sich immer wieder gern auch als Forscher widmete, so in seinen diversen Arbeiten über die Geschichte der Aufklärung und über die Hugenotten in Berlin, deren Ansiedlung in Brandenburg zu den in der deutschen Vergangenheit wahrlich nicht reich gesäten Ruhmesblättern religiöser und politischer Toleranz zählt. Er war Mitautor des 1988 im Union Verlag erschienenen vorzüglichen Buches „Hugenotten in Berlin“.³ Wer etwa nach Berlin-Buchholz fährt, das nun wieder Französisch-Buchholz heißt, und an Straßennamen und Gedenktafeln bemerkt, wie sehr der Anteil der Hugenotten an der Entwicklung Berlins wieder in das öffentliche Bewusstsein getreten ist, sollte wissen, dass dieser Fortschritt in der Erinnerungskultur nicht von selbst gekommen ist und Conrad Grau zu denen gehörte, die ihn wesentlich bewirkt haben.

Eine der Toleranz verwandte Haltung ist die Loyalität. Sie hat ihn in hohem Maße ausgezeichnet, und er ist darin wohl auch von Winter bestärkt und

-
- 2 C. Grau: Eduard Winter 1896–1982. In: Wegbereiter der DDR-Geschichtswissenschaft. Biographien. Berlin 1989, S. 358–375; Eduard Winter als Osteuropahistoriker in Halle und Berlin von 1946 bis 1956. In: Berliner Jahrbuch für osteuropäische Geschichte 1995/1 (1995), S. 43–76. – Leo Stern 1901–1982. In: Wegbereiter der DDR-Geschichtswissenschaft, S. 318–340. Siehe ferner das Schriftenverzeichnis.
 - 3 Sybille Badstübner-Gröger, Klaus Brandenburg, Rolf Geissler, Conrad Grau, Winfried Löschburg, Helmut Schnitter, Klaus Steiner, Margarete Welge, Jürgen Wilke: Hugenotten in Berlin. Hg. Gottfried Bregulla. Berlin 1988.

geprägt worden. Conrad Grau war ein kompromissfähiger Mensch; wenn er eine Verpflichtung eingegangen war – ob sie ihm behagte oder nicht –, dann hielt er sie zuverlässig ein. Meinem Gedächtnis hat sich die kurze Antrittsrede eingepägt, mit der er im Jahre 1994 der Leibniz-Sozietät für die ihm erwiesene Ehre der Zuwahl dankte. Damals war er Mitarbeiter der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Das Verhältnis zwischen diesen beiden in Berlin bestehenden Einrichtungen vom Typus einer Akademie, die sich nicht im wissenschaftlichen Format ihrer Mitglieder, wohl aber in ihrem offiziellen Status grundlegend unterscheiden, ist nicht unfreundlich, doch auch nicht unproblematisch, und wer hätte diese Problematik besser einschätzen können als er? Deshalb sagte er in seiner Rede: „Ich bitte daher um Ihr Verständnis, wenn ich meine Bereitschaft zur ‚Pflege und Förderung der Wissenschaften in der Tradition von Gottfried Wilhelm Leibniz‘ in der Sozietät mit dem Wunsch verbinde, dass ich an den Beschlüssen der Mitgliederversammlung nicht mitwirke, um mögliche Loyalitätskonflikte, die niemandem nutzen, zu vermeiden“.⁴ Diese Verpflichtung hat er mit größter Selbstverständlichkeit eingehalten, und beide Seiten, die Akademie wie die Sozietät, hatten davon reichen Gewinn. Sein Wunsch war ein gedeihliches Miteinander der beiden Institutionen – wir sollten dieses Anliegen als ein Legat annehmen.

Eduard Winter hat natürlich auch auf die thematischen Präferenzen Einfluss genommen, denen sein Schüler Grau in seinem Forscherleben folgte. Er war an der Humboldt-Universität Professor für osteuropäische Geschichte und Direktor des Instituts für Geschichte der Völker der UdSSR und hatte zugleich auch an der Akademie eine Arbeitsgruppe mit ähnlicher Ausrichtung – ein Umstand, der seinem Schüler den bruchlosen Übergang von der einen zur anderen sehr erleichterte. Weil Winter in erster Linie Geistes- und Kulturhistoriker war, aber allgemeinhistorisch definierte Ämter versah, legte er in seinen allgemeinhistorischen Untersuchungen größten Wert auf die Rolle geistiger Strömungen im Geschichtsverlauf und bettete umgekehrt seine geistesgeschichtlichen Studien, etwa über Bolzano, in einen ausdifferenzierten gesamthistorischen Kontext ein, und weil Prag vor der nationalsozialistischen Okkupation einer der wichtigsten Orte interkultureller Begegnung in Europa gewesen ist, war es dem Deutschböhmen Winter ein Grundbedürfnis, die osteuropäische Geistesgeschichte nicht isoliert, sondern im Wechselspiel der Kulturen zu behandeln. Damit ist auch Conrad Graus eigener Forschungsan-

4 C. Grau: Vorstellungsrede bei der Vorstellung neuer Mitglieder der Leibniz-Sozietät, gehalten auf dem Leibniz-Tag am 30. Juni 1994. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät, Bd. 2 (1995), Heft 1/2, S. 128–130.

satz schon weitgehend beschrieben. Seine zahlreichen Arbeiten zur osteuropäischen Geistesgeschichte sind in ihrem Kern größtenteils Beiträge zum kulturellen Austausch zwischen West und Ost.

Mit diesem Credo – Geistesgeschichte in einem entwickelten allgemein-historischen Horizont – war er im Grunde der geborene Akademiehistoriker. Der Mann, der ihm die Gelegenheit bot, diese Disposition voll zu entfalten, war der damalige Akademie-Vizepräsident Leo Stern, auf dessen Initiative und unter dessen Leitung 1968 eine Forschungsstelle für Akademiegeschichte ins Leben gerufen wurde. Es wäre sicher nicht richtig, Stern in einem ähnlichen Sinn wie Winter als Graus akademischen Lehrer zu bezeichnen. Als Conrad Grau in die Gründungsmannschaft der Forschungsstelle berufen wurde, war er längst ein reifer Wissenschaftler, nicht nur promoviert, sondern auch habilitiert, der eine solche Aufgabe in eigener Verantwortung übernehmen konnte, aber Stern wurde durch seine institutionelle Initiative – und durch die Macht, sie auch durchzusetzen – für Graus Laufbahn entscheidend wichtig. Auch wenn Conrad Grau pro forma erst nach dem Tod Sterns, nun als Akademieprofessor, die Leitung der dann als Abteilung in das Zentralinstitut für Geschichte eingegliederten Forschungsstelle erhielt – faktisch hatte er sie schon lange vorher inne, zumal Stern unzählige Aufgaben wissenschaftlicher, administrativer und politischer Art nebeneinander bearbeitete und sich nur am Rande um die Akademiegeschichte kümmern konnte. Aber er musste es auch gar nicht tun, nachdem das institutionelle Fundament einmal geschaffen war. Die monographische Darstellung der Geschichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften von 1900 bis 1945 in drei Bänden war der authentische Ausweis des aus Conrad Grau, Wolfgang Schlicker und Liane Zeil bestehenden Teams der Forschungsstelle; später arbeiteten auch jüngere Wissenschaftler – ich nenne hier Ralph-Jürgen Lischke und Michèle Schubert – an seiner Seite.

Mit dem reich illustrierten Band „Berühmte Wissenschaftsakademien. Von ihrem Entstehen und ihrem weltweiten Erfolg“, der 1988 parallel bei Edition Leipzig und bei dem westdeutschen Verlag Harri Deutsch erschien, verhalf Conrad Grau der DDR zu einem späten Exportschlager. Dieses Buch verstärkte noch sein internationales Renommee, das spätestens mit den drei zuvor erwähnten Bänden fest begründet war. Vor allem aber dokumentierte es, dass er seine Forschungsperspektive abermals erweitert hatte, über die Geschichte der Berliner Akademie hinaus, die gleichwohl sein fester Bezugspunkt blieb, zu dem er immer wieder zurückkehrte. Vergleichende Akademiegeschichte, Netze interakademischer Beziehungen, Stellung von

Akademien in Wissenschaftslandschaften, dies alles im nationalen wie im internationalen Maßstab – das sind die Stichworte, die seine wissenschaftlichen Interessen in den 80er und 90er Jahren zunehmend bestimmten. Diese Ausweitung des Blickfeldes wuchs folgerichtig aus den Forschungen heraus, die er zuvor betrieben hatte, doch sie entsprach zugleich modernsten Tendenzen der Wissenschaftsgeschichtsschreibung. So ermöglichten ihm der Reichtum seines Wissens und die Beweglichkeit seines Denkens bis zuletzt, sich an der Front der Forschung zu behaupten, ohne wissenschaftlichen Moden nachjagen zu müssen.

Das Jahr 2000 stand ihm seit langem als Schicksalsjahr vor Augen, freilich ganz und gar nicht in dem Sinne, der uns nun offenbar geworden ist – vielmehr als das Jahr der reichsten Ernte, das seine Laufbahn krönen würde. 300 Jahre sind seit der Gründung der Berliner Akademie vergangen, in deren Geschichte er so tief und gründlich wie kein zweiter eingedrungen ist. Schon um die Mitte der 80er Jahre hat Conrad Grau ein Forschungsprogramm entworfen, das auf das Jubiläumsjahr zielte. Wenn dieses Programm infolge der Abwicklung des Instituts auch nicht im erforderlichen Umfang verwirklicht werden konnte, hat er doch seither beharrlich und ergiebig am historischen Bild vom Werden dieser Akademie gearbeitet. Er war mittendrin, in weitgesteckten Plänen und in umfangreichen Arbeiten zu ihrer Erfüllung, in der Sozietät haben wir uns immer wieder davon überzeugen können.

Einmal aber kommt unversehens der Tag, an dem die bunten Farben des Lebens verblassen, an dem der Mensch die Bindungen loslässt, die sein Dasein über Jahrzehnte erfüllt haben, und einsam den Fluss überschreitet, über den keiner zurückkehrt. Einige in diesem Kreis haben seinen letzten Vortrag am 14. April gehört, klug wie immer, vielleicht noch etwas feiner ziseliert, mit bemerkenswert neuartigen Einsichten über die Gründungs- und Frühphase der Berliner Akademie.⁵ Wir haben die Botschaft vernommen, wir waren von ihr berührt, doch wir haben sie nicht zu deuten gewusst. Wir haben nicht begriffen, dass unser langjährig vertrauter Kollege, der da zu uns sprach, schon am anderen Ufer stand.

Nun entfernt uns die Zeit unaufhaltsam von dem Tag jener letzten Begegnung. Heute wissen wir, dass er uns das letzte Wort seines wissenschaftlichen Vermächtnisses mitgeteilt hat. Wir sind ihm dankbar dafür, dass es an uns

5 Leibniz und die Folgen – Zur Wirkungsgeschichte des Leibnizschen Akademiekonzepts. Einleitender Beitrag auf dem Kolloquium der Leibniz-Sozietät: Akademische Wissenschaft im säkularen Wandel. 300 Jahre Wissenschaft in Berlin. In Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät, Band 38 (2000) H. 3, S. 5–26.

adressiert war. Gewiss, sein Werk ist unvollendet. Doch in der Wissenschaft ist jedes Streben nach Vollendung in den Grenzen eines Menschenlebens eitel. Fühlen wir uns bereichert durch die Lösungen, die Conrad Grau gefunden, und herausgefordert durch die Fragen, die er uns hinterlassen hat. Wir verneigen uns vor Deiner Lebensleistung, lieber Conrad, und wir ehren Dich, indem wir Dein Opus nicht in das Museum stellen, sondern auf unsere Schreibtische, wo es nötig gebraucht wird und lebendig weiterwirkt. Von Conrad Grau wird man, wenn es um Akademiegeschichte geht, künftig mit der gleichen kritischen Hochachtung sprechen, mit der er selbst Adolf von Harnacks akademiehistorisches Jubiläumswerk aus dem Jahre 1900 zu würdigen pflegte. Seine Kinder, Schwiegerkinder und Enkel aber, die das Andenken an ihn als einen kostbaren Besitz mit in ihre Zukunft nehmen und Seiten seines Wesens kennen, die den Fachkollegen unbekannt geblieben sind, mögen ihrer Erinnerung das Wissen darum hinzufügen, was ihr Vater und Großvater in der Welt der Wissenschaft bedeutet und weiter bedeuten wird. Das Abschiednehmen von einem lieben Menschen ist hart und bitter, doch wir sollten in dieser schweren Stunde nicht vergessen, dass auch über diesen Abschied hinaus von Conrad Grau viel in der Welt bleiben wird.